

# „Dein bin ich, o Gott!“ – Impulse zum Leben

Christiane Tietz

„Christentum war von Anfang an, wesentlich und gründlich, Ekel und Ueberdruss des Lebens am Leben, welcher sich unter dem Glauben an ein ‚anderes‘ oder ‚besseres‘ Leben nur verkleidete, nur versteckte, nur aufputzte. Der Hass auf die ‚Welt‘, der Fluch auf die Affekte, die Furcht vor der Schönheit und Sinnlichkeit, ein Jenseits, erfunden, um das Diesseits besser zu verleumden ...“

Diesem Satz Friedrich Nietzsches würde Dietrich Bonhoeffer wohl zustimmen! Nur würde er statt vom Christentum von der Religion reden. Es ist *die Religion*, die des Lebens überdrüssig ist. Sie konzentriert den Menschen auf das Jenseits und verleumdet das Diesseits; so verhindert sie, dass der Mensch sich dem Leben stellt. Der christliche Glaube jedoch, richtig verstanden, ist nach Dietrich Bonhoeffer *lebensfreundlich*. Er bewirkt, dass der Mensch ganz im Diesseits lebt und seine Verantwortung für dieses Leben übernimmt.

Um den beschriebenen Gegensatz zwischen Lebensfeindlichkeit und Lebensfreundlichkeit soll es in diesem Beitrag gehen; Impulse zum Leben sind dabei von der Lebensfreundlichkeit des christlichen Glaubens zu erwarten.

Ich werde zunächst in einem ersten Teil aufzeigen, weshalb Bonhoeffer meinte, Religion sei lebensfeindlich. Wie versteht er Religion? Erliegt auch die Kirche der Lebensfeindlichkeit der Religion? Im zweiten Teil werde ich dann herausstellen, warum in Bonhoeffers Augen der christliche Glaube lebensfreundlich ist. Und im dritten und letzten Teil werde ich den eigentümlichen Grund der Lebensfreundlichkeit des christlichen Glaubens, die Nähe Gottes, noch etwas näher entfalten.

## 1. Die Lebensfeindlichkeit der Religion

Wie Karl Barth versteht auch Dietrich Bonhoeffer Glaube und Religion als Gegensatz. Religion ist für Bonhoeffer aber nicht ein so grundlegendes Phänomen wie für Barth. Barth meinte, der Mensch müsse immer religiös sein, denn er werde stets versuchen, - und das ist Religion - *selbst* einen Weg zu Gott zu finden. Der Glaube dagegen antwortet nach Barth auf *Gottes Weg* zum Menschen. Bonhoeffer versteht Religion stärker als vergängliches, zeitgebundenes Phänomen; die Religion geht vorüber. Doch will ich im Folgenden nicht Bonhoeffers Analyse zum historischen Vorübergehen der Religion untersuchen, sondern ihre Lebensfeindlichkeit. Diese Lebensfeindlichkeit der Religion hat nach Bonhoeffer eine vierfache Gestalt:

Religion ist lebensfeindlich durch ihre *Metaphysik*, d. h. durch die Vorstellung von einem von außen in den Ablauf der Welt eingreifenden, allmächtigen Gott. Religion lebt von der Vorstellung, dass immer dort, wo der Mensch meint, sich nicht mehr selbst helfen zu können, Gott den Ablauf der Welt durchbrechen und ihm zu Hilfe kommen wird. Auf Seiten des Menschen führt das zu einer eher passiven Haltung den Abläufen dieser Welt gegenüber, da man das zu Tuende im Ernstfall an Gott delegieren kann. Der metaphysische Gott verhindert das Leben in Verantwortung.

Religion ist zweitens lebensfeindlich durch ihre Konzentration auf ein Leben *nach* dem Tod. Bonhoeffer lehnt diese Vorstellung nicht ab, er meint aber, dass sie sich viel zu oft auf Kosten des Lebens hier im Diesseits durchsetzt. Die Gefahr ist, dass dann das „Schwergewicht ... auf das Jenseits der Todesgrenze“ fällt und darüber das Diesseits, das Leben hier vernachlässigt wird. Religion lebt von der Hoffnung auf eine „Erlösung aus Sorgen, Nöten, Ängsten und Sehnsüchten, aus Sünde und Tod in einem besseren Jenseits.“ Das Leben hier wird quasi durchgestrichen, weil man darauf hofft, möglichst schnell oder zumindest möglichst konsequent von diesem Leben hier erlöst zu werden.

Drittens ist die Religion lebensfeindlich durch ihre Konzentration auf die so genannten Grenzsituationen. Bonhoeffer beschreibt das mit dem Stichwort der Innerlichkeit. Religion hat es vor allem zu tun mit den so genannten „letzten Fragen“ des Menschen, also mit den Konstellationen von Schuld, Leid und Tod. Um Menschen auf Gott ansprechen zu können, muss Religion sich auf deren „Kammerdienergeheimnisse“ konzentrieren. Der Mensch ist also für Religion nur ansprechbar, wenn er nicht mehr weiter weiß und man ihm sagen kann, jetzt brauchst du aber Gott. Das ist lebensfeindlich, weil Religion dann mit vielen Situationen der Menschen überhaupt nichts zu tun hat. Sie hat es nicht zu tun mit Situationen, in denen der Mensch glücklich ist, mit Situationen, in denen der Mensch sich stark fühlt, mit Situationen, in denen der Mensch sehr wohl weiß, wie er sich verhalten möchte.

Alle drei Aspekte kann man zusammenfassen unter dem vierten Charakteristikum der Religion bei Bonhoeffers, nämlich der Partialität. Religion hat es immer nur mit einem bestimmten Bereich unseres Lebens zu tun. Sie ist nur etwas Partielles. Sie hat ihren Ort entweder an den Grenzen unseres Handelns und wartet auf den metaphysischen Gott, oder sie hat es zu tun mit den Schwächen des Menschen, der Situation von Schuld, Leid und Tod, oder sie hat es zu tun mit dem Ende des Lebens, mit der Hoffnung auf ein besseres Leben danach. Sie hat ihren Ort in den Grenzsituationen. Bonhoeffer meint, das ist gerade der Fehler, weil das bedeutet, dass die Religion nie das Leben als Ganzes betrifft, nie das ganze menschliche Leben meint, sondern immer nur diesen Rand menschlicher Existenz. Indem die Religion sich auf die Grenzen des menschlichen Lebens kapriziert und behauptet, nur dort finde man Gott, hält sie Gott, wenn ich so sagen darf, vom Rest des Lebens fern und versucht - das ist die notwendige Konsequenz - auch den Religiösen möglichst vom Rest des Lebens fern zu halten.

Dass Religion das Leben in seiner Ganzheit und Fülle negiert, beschreibt Bonhoeffer bereits 1933 sehr eindrücklich unter dem Stichwort „religiös ... sein auf Kosten der Erde“. Er schreibt: „Man springt immer dort, wo das Leben peinlich und zudringlich zu werden beginnt, mit kühnem Abstoß in die Luft und schwingt sich erleichtert und unbekümmert in so genannte ewige Gefilde. Man überspringt die Gegenwart, man verachtet die Erde, man ist besser als sie, man hat ja neben den zeitlichen Niederlagen noch ewige Siege, die so leicht errungen werden.“ Eine Kirche, deren Botschaft darauf abzielt, „kann gewiss sein, dass sie alle Schwächlichen, alle nur zu gern Belogenen und Betrogenen, ... alle ungetreuen Söhne der Erde im Nu gewinnt“ (die Nähe zur Begrifflichkeit Friedrich Nietzsches sticht in die Augen).

Tatsächlich verhält sich nach Bonhoeffers Urteil die Kirche nur zu oft genau in dieser Weise, wenn sie versucht, den Menschen auf seine Grenzen festzunageln. Sie konzentriert sich auf die menschlichen Grenzsituationen und versucht, Gott dort ins Spiel zu bringen. Sie sagt also zu dem Menschen: Siehst du nicht, dass du hier schwach bist, siehst du nicht, dass du hier hilflos bist, dass du hier nicht mehr weiter weißt? Dann kann sie Gott aus der Tasche ziehen und sagen: Hier, ich biete dir Gott

an, nur er kann dir helfen. Die Kirche braucht also die Schwachheit und die Verzweiflung der Menschen, um von Gott reden zu können. Deshalb versucht die Kirche „dem sicheren, zufriedenen, glücklichen Menschen nach[zuweisen], dass er in Wirklichkeit unglücklich und verzweifelt sei und das nur nicht wahrhaben wolle, dass er sich in einer Not befinde, von der er garnichts wisse und aus der nur sie ihn retten könne.“

Das bedeutet, die Kirche muss „den Menschen dahin bringen, dass er sein Glück als sein Unheil, seine Gesundheit als seine Krankheit, seine Lebenskraft als seine Verzweiflung ansieht und bezeichnet.“ Die Kirche muss also, um den Menschen überhaupt auf Gott ansprechen zu können, so lange suchen, bis sie beim Menschen etwas entdeckt, bei dem dieser zugibt, nicht weiter zu wissen, schwach zu sein. Bonhoeffer schreibt: „Wo ein Mensch nichts Derartiges aufzuweisen hat bzw. wo er sich weigert, sich in diesen Dingen gehen und bemitleiden zu lassen, dort bleibt er eigentlich für Gott nicht ansprechbar.“ Bonhoeffer hält von dieser Strategie, den Menschen klein und schwach zu machen, um dann ihn auf Gott ansprechen zu können, nichts. Er möchte stattdessen das ganze menschliche Leben in allen seinen Erscheinungen für Jesus und für das Reich Gottes in Anspruch nehmen. Bonhoeffer meint, Gott habe dem ganzen menschlichen Leben, dem Menschen in der Vielfalt seiner Existenz, etwas zu sagen, denn der christliche Glaube ist lebensfreundlich.

## 2. Die Lebensfreundlichkeit des christlichen Glaubens

Um zu verstehen, was es um das Wesens des christlichen Glaubens ist, hat Bonhoeffer im Gefängnis noch einmal reflektiert: Was bedeutet Gottes Handeln in Jesus Christus? Was bedeutet es, dass Gott Mensch geworden, am Kreuz gestorben und auferstanden ist? Besonders das Kreuz interessiert und fasziniert Bonhoeffer. Was passiert eigentlich am Kreuz, und was bedeutet, dass Christen an das Kreuz glauben, für ihr Gottesverständnis?

Zum einen ist am Kreuz überhaupt nichts zu sehen von einem allmächtigen Gott. Am Kreuz hängt der Sohn Gottes, also Gott selbst, und leidet - etwas, was mit herkömmlichen Vorstellungen von Allmacht unvereinbar ist. Außerdem greift der Vater am Kreuz nicht ein. Am Kreuz passiert nicht das, wonach der Religiöse sich sehnt. Gott reißt nicht die Himmel auseinander und nimmt seinen Sohn vom Kreuz, er lässt ihn dort hängen. Dass Gott die irdischen Abläufe unterbricht und das Leid durch sein Eingreifen beendet, das findet am Kreuz offensichtlich nicht statt. Christus muss mit seinem Leben selbstständig zurechtkommen; das gilt in gleicher Weise auch für uns. Durch die Ohnmacht und das Leiden Christi am Kreuz gibt uns „Gott zu wissen, dass wir leben müssen als solche, die mit dem Leben ohne Gott fertig werden. Der Gott, der mit uns ist, ist der Gott, der uns verlässt (Markus 15,34)! Der Gott, der uns in der Welt leben lässt ohne die Arbeitshypothese Gott, ist der Gott, vor dem wir dauernd stehen. Vor und mit Gott leben wir ohne Gott.“

Zum anderen zeigt das Kreuz, dass der Mensch das Leben ganz auskosten muss. Er darf nicht hoffen, dass das Leben vorzeitig zu Ende ist und er nicht in die Tiefen des Lebens hineingehen muss. Nein, „der Christ ... muss das irdische Leben wie Christus („mein Gott, warum hast du mich verlassen?“) ganz auskosten.“ Der Christ „muss ‚weltlich‘ leben und ... er *darf* ‚weltlich‘ leben“.

Auch die Auferstehung Jesu Christi sagt für Bonhoeffer nichts anderes. Die Auferstehung streicht das irdische Leben nicht durch. Sie verheißt nicht eine „Erlösung aus Sorgen, Nöten, Ängsten und Sehnsüchten, aus Sünde und Tod in einem besseren Jenseits“. Vielmehr verweist sie „den Menschen in ganz neuer und gegenüber dem Alten Testament noch verschärfter Weise an sein Leben auf der Erde.“ Die Auferstehung ist eine Auferstehung in dieses hier existierende Leben hinein. (Lassen Sie mich einfügen, dass Bonhoeffer trotzdem daran glaubt, dass es eine ewige Auferstehung gibt. Es ist also nicht so, dass er den Auferstehungsglauben darauf reduziert, dass Menschen hier leben müssen. Aber zunächst verweist uns der Auferstehungsglauben an unser Leben hier. Wir existieren als mit Christus Gekreuzigte und Auferstandene nicht jetzt schon im Jenseits, sondern wir leben hier.)

Nach Bonhoeffer bedeutet das Leben hier in dieser Welt zweierlei: Zum einen muss sich der an den Gott am Kreuz Glaubende den leidvollen Dingen in dieser Welt aussetzen. Der Christ flüchtet sich nicht zu einem Gott, der dem Leid auf dieser Welt durch sein übermächtiges Eingreifen jetzt ein Ende macht, sondern der Christ ist dazu aufgerufen, sein eigenes Leid auszuhalten und um anderer willen Leid auf sich zu nehmen. Er soll sich dafür einsetzen, dass das Leid in dieser Welt geringer wird, - und das geht, das wurde schon deutlich, nur ohne die Flucht zu einem allmächtigen Gott. Bonhoeffer schreibt in einem Text, den er den Mitverschworenen zum Jahreswechsel 1942/43 gewidmet hat: „Wir sind gewiss nicht Christus und nicht berufen, durch eigene Tat und eigenes Leiden die Welt zu erlösen, wir sollen uns nichts Unmögliches aufbürden und uns damit quälen ... Wir sind nicht Christus, aber wenn wir Christen sein wollen, so bedeutet das, dass wir an der Weite des Herzens Christi teil bekommen sollen in verantwortlicher Tat, die in Freiheit die Stunde ergreift und sich der Gefahr stellt, und in echtem Mitleiden, das nicht aus Angst, sondern aus der befreienden und erlösenden Liebe Christi zu allen Leidenden quillt. Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christlichen Haltungen.“ In dieser Welt leben heißt, Verantwortung wahrnehmen für die Not in dieser Welt und daran arbeiten, dass das Leid in dieser Welt geringer wird.

Bonhoeffer hält diese Ausrichtung auf den anderen und das Arbeiten daran, dass es dem anderen besser geht, für so zentral, dass er in diesem Für-andere-Dasein das Charakteristikum des christlichen Glaubens sieht. Er schreibt pointiert: „Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“ Am Für-andere-Dasein entscheidet sich, ob die Kirche Kirche ist. Das ist die Kehrseite dessen, dass der Mensch sich selbst nicht all zu wichtig nehmen soll. Bonhoeffer fordert, der Mensch solle sich nicht so sehr mit sich selbst beschäftigen, dass er „sich selbst für das Wichtigste auf der Welt“ hält.

Das klingt so, als sei die Aufforderung, das Leben auszukosten, vor allem eine Aufforderung zum ethischen Handeln. Doch setzt Bonhoeffer in seinen Briefen aus der Haft noch einen zweiten Akzent. Das Leben auskosten meint nämlich zum anderen, sich auch den positiven und schönen Dingen in unserem Dasein stellen. Auch die Freude soll der Christ ganz auskosten. Der Christ soll lernen, Gott auch im weltlich Guten, Schönen und Starken zu finden, und zwar unabhängig davon, ob dieses Schöne, Starke und Gute sich von selbst als christlich versteht oder nicht. Gott hat es mit allem in unserem Leben zu tun, mit dem Schweren, aber auch mit dem Schönen. Der Christ darf in seinem ganzen Leben, in all dessen Aspekten Gott finden. Das ist das Gegenteil der Religion, die sich nur auf einen bestimmten Bereich des Lebens beschränkt.

In einem Brief an Eberhard Bethge kommt dies besonders anschaulich zum Ausdruck: „Ich glaube, wir sollen Gott in unserem *Leben* und in dem, was er uns an Gutem gibt, so lieben und solches Vertrauen zu ihm fassen, dass wir, wenn die Zeit kommt und da ist - aber wirklich erst dann! - auch mit Liebe, Vertrauen und Freude zu ihm gehen. Aber - um es deutlich zu sagen - dass ein Mensch in den

Armen seiner Frau sich nach dem Jenseits sehnen soll, das ist milde gesagt eine Geschmacklosigkeit und jedenfalls nicht Gottes Wille. Man soll Gott in dem finden und lieben, was er uns gerade gibt; wenn es Gott gefällt, uns ein überwältigendes irdisches Glück genießen zu lassen, dann soll man nicht frömmel sein als Gott und ... durch eine wildgewordene religiöse Phantasie ... dieses Glück wurmstichig werden lassen. Gott wird es dem, der ihn in seinem irdischen Glück findet und ihm dankt, schon nicht an Stunden fehlen lassen, in denen er daran erinnert wird, dass alles Irdische nur etwas Vorläufiges ist und dass es gut ist, sein Herz an die Ewigkeit zu gewöhnen ... Aber dies alles hat seine Zeit“.

Alles in unserem Leben, jeder einzelne Aspekt, hat nach Bonhoeffer mit Gott zu tun, in allem will uns Gott begegnen. Gott darf also nicht festgelegt werden auf einen bestimmten Bereich, sondern die Fülle des Lebens hat mit Gott zu tun. Bonhoeffer schreibt in gleicher Weise: „Nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muss Gott erkannt werden; im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden“.

Man achte darauf, dass Bonhoeffer „und nicht erst“ sagt. Das bedeutet: Für Bonhoeffer hat Gott seinen Ort auch im Sterben, Leiden und in der Sünde. Selbstverständlich hat Gott etwas mit Sünde, Leid und Tod zu tun. Nur will Bonhoeffer Gott nicht darauf beschränken. Gott ist umfassender, vielfältiger, als dass er es nur mit den Schwachstellen menschlicher Existenz zu tun hätte. Gott hat seinen Platz in der Mitte des Lebens - weshalb Bonhoeffer auch daran erinnert, dass die Kirche mitten im Dorf steht und nicht am Rand.

Diese Bejahung des weltlich Schönen und Heilen entspricht nach Bonhoeffers Überzeugung genau dem, wie Jesus gepredigt hat: „... wenn Jesus Sünder selig machte, so waren das wirkliche Sünder, aber Jesus machte nicht aus jedem Menschen zuerst einmal einen Sünder. Er rief sie von ihrer Sünde fort, aber nicht in ihre Sünde hinein. ... Niemals hat Jesus die Gesundheit, die Kraft, das Glück eines Menschen an sich in Frage gestellt und wie eine faule Frucht angesehen; warum hätte er sonst Kranke gesund gemacht, Schwachen die Kraft wiedergegeben?“

Jesus hat das Leben in seiner Vielfalt gelten lassen und ganz in der Diesseitigkeit gelebt. Auch der Mensch soll in dieser Diesseitigkeit leben: „Ich habe in den letzten Jahren mehr und mehr die tiefe Diesseitigkeit des Christentums kennen und verstehen gelernt ... man [lernt] erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben ... und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben“. Nur wenn man das macht, „dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist Metanoia; und so wird man ein Mensch, ein Christ.“

Der Mensch soll also ganz in dieser Welt leben, er soll sich selbstständig den Aufgaben in dieser Welt stellen, anstatt zum metaphysischen allmächtigen Gott flüchten. Und doch bedeutet das Leben in dieser Welt für Bonhoeffer nicht ein Aufgeben des Gottesglaubens. Bonhoeffer ist nicht der Meinung, dass wir überhaupt nicht mehr an Gott zu glauben brauchen. „Vor und mit Gott leben wir ohne Gott“ heißt eben auch: „Ohne Gott leben wir vor und mit Gott.“ Es sind tatsächlich beide Aspekte wichtig. Wir müssen ohne den metaphysischen Gott leben („Was ein Gott, so wie wir ihn uns denken, alles tun müsste und könnte, damit hat der Gott Jesu Christi nichts zu tun“). Aber wir dürfen mit dem Gott Jesu Christi leben. Das bedeutet für Bonhoeffer vor allem, in der Gewissheit

der Gegenwart Gottes zu leben, im Wissen darum, Gott ist da, seine Nähe begleitet und stärkt mich. „Gewiss ist“, schreibt Bonhoeffer an Bethge, „dass wir immer in der Nähe und unter der Gegenwart Gottes leben dürfen“.

Dass Bonhoeffer von dieser umfassenden Nähe Gottes überzeugt ist, zeigt sich auch dort, wo er – man wundere sich nicht – von Gottes Führung spricht. Es scheint zunächst mit der Absage an den allmächtigen, von außen eingreifenden Gott nicht zusammenzupassen, dass Bonhoeffer gleichzeitig davon redet, dass Gott uns führt. Er schreibt an Bethge: „Gottes Hand und Führung ist mir so gewiss, dass ich hoffe, immer in dieser Gewissheit bewahrt zu werden. Du darfst nie daran zweifeln, dass ich dankbar und froh den Weg gehe, den ich geführt werde.“ Wie kann man diesen Gedanken mit der Absage an den allmächtigen Gott verbinden? Wolf Krötke hat darauf hingewiesen, dass mit dieser Führung Gottes nicht gemeint ist, dass alles, was dem Menschen passiert, schon irgendwie gut ist. Was Bonhoeffer meint, ist - in Krötkes Worten -: „Wenn Gott unsere Wege leitet, dann führen sie zu ihm. Gottes Wege führen zu Gott. Gott leitet uns durch Glück und Unglück - immer nur zu Gott. Daran erkennen wir Gottes Wege.“ Der Mensch ist also in dem Sinne geführt, dass er weiß, wo er ankommt. Das Leben des Christen sind Stationen auf dem Weg hin zu Gott. Auf diesem Weg hilft Gottes lebensfreundliche Nähe.

### 3. „Dein bin ich, o Gott!“ – Die lebensfreundliche Nähe Gottes

Wir sahen, der christliche Glaube ist lebensfreundlich, weil er den Menschen davon abhält, aus dem Leben zu fliehen, und weil er ihn lehrt, sein Leben in den Höhen wie in den Tiefen auszukosten. Beides ist möglich durch die Nähe des mitleidenden und den Menschen tragenden Gottes.

Diese Nähe Gottes ist die Gewissheit, die Bonhoeffers eigenes Leben und Tun trägt. An wenigen Texten, meine ich, wird das so deutlich wie an seinem berühmten Gedicht: „Wer bin ich?“ Bonhoeffer stellt in diesem Gedicht die Grundfrage menschlicher Existenz. Menschliches Leben unterscheidet sich von dem aller anderen Lebewesen dieser Welt dadurch, dass Menschen die Frage nach sich selbst stellen können. Wir können über uns selber nachdenken, wir haben ein Selbstbewusstsein, wir können auf uns selbst reflektieren. Dieses Grundphänomen menschlicher Existenz kommt in Bonhoeffers Gedicht zur Sprache.

Wer bin ich?  
 Wer bin ich? Sie sagen mir oft,  
 ich träte aus meiner Zelle  
 gelassen und heiter und fest,  
 wie ein Gutsherr aus seinem Schloss.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,  
 ich spräche mit meinen Bewachern  
 frei und freundlich und klar,  
 als hätte ich zu gebieten.

## „Dein bin ich, o Gott!“ – Impulse zum Leben

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,  
ich trüge die Tage des Unglücks  
gleichmütig, lächelnd und stolz,  
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Wird, wer ich bin, dadurch beantwortet, was andere über mich sagen, was „sie“ zu mir sagen? Sie sagen, ich wirke auf sie gelassen, frei und gleichmütig; sie sagen, ich wirke auf sie stark. Ich nehme mich aber selbst auch wahr - nur eben anders:

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?  
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?  
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,  
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,  
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,  
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,  
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,  
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,  
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,  
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,  
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Bonhoeffers eigene Selbstwahrnehmung ist anders, er ist unruhig, zornig, voll Sorgen. Wer hat Recht? Sie oder ich?

Wer bin ich? Der oder jener?  
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?  
Bin ich beides zugleich? Vor den Menschen ein Heuchler  
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?  
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,  
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Stimmt das Bild, das andere von mir haben, oder mein Selbstbild? Habe ich gar zwei Identitäten? Bin ich nach außen ein anderer als nach innen? Wo finde ich Antwort? Bonhoeffer macht deutlich, dass das Nachdenken über sich selbst, die Selbstreflexion und die Selbstbetrachtung hier nicht weiter hilft. Was aber dann?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.  
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

Die Frage, wer ich bin, wird beantwortet dadurch, wem ich gehöre. Die Frage, wer ich bin, wird dadurch beantwortet, wessen ich bin. Es ist interessant, dass Bonhoeffer hier nicht im gut protestantischen Sinne schreibt, Gottes Urteil über mich, das ist es, was mich ruhig werden lässt. Es wird nicht einfach unser Urteil über uns selbst und das der anderen Menschen durch Gottes Urteil ersetzt. Nein, eine Beziehung tritt an die Stelle des Urteils; dass der Mensch Gott gehört, das reicht für die Frage nach seiner Identität. Die Beziehung zu Gott ist es, die des Menschen Wer-Frage beantwortet. Der Blick wendet sich weg vom Ich. Wie zuvor in der ethischen Forderung des Daseins für andere geht es jetzt um das Dasein vom anderen her. So wenig wie der Christ für seinen Selbstbezug

lebt, so wenig lebt er von seinem Selbstbezug. Er lebt für das Du und vom Du her. Er lebt also wesentlich im Bezug auf einen anderen.

Dieser Gedanke findet sich bereits in einer universitären Übung, die Bonhoeffer im Wintersemester 1932/33 an der Berliner Universität abgehalten hat. Dort heißt es in gleicher Weise kritisch: „In der Reflexion [auf sich selbst] zieht sich der Mensch selbst aus der Wirklichkeit heraus. ... Reflexion [bedeutet]: Ich lege mich in Subjekt und Objekt auseinander.“ „Dagegen“, schreibt Bonhoeffer, „der Akt des Existierens ... [bedeutet ein] Ich, das sich selbst in seiner Ganzheit Gott hingibt.“ Bonhoeffer sieht in der Selbstreflexion eine Gefahr pietistischer Frömmigkeit: der pietistische Mensch sieht, „wenn er sich selbst erkennen will, ... auf seine Seele“ – er reflektiert also auf sich selbst. Anders der „reformatorische Mensch“ – also der Mensch im Sinne Martin' Luthers. Der reformatorische Mensch sieht „von sich weg.“ Die Wer-bin-ich-Frage wird zu einem: Dein bin ich, bei dir bin ich, das reicht.

Worum es ihm hier geht, hat Bonhoeffer in einem Brief an Eberhard Bethge am 15. Dezember 1943 noch einmal in drastischen Worten notiert: „Ich frage mich selbst oft, wer ich eigentlich bin, der, der unter diesen grässlichen Dingen hier immer wieder sich windet und das heulende Elend kriegt, oder der, der dann mit Peitschenhieben auf sich selbst einschlägt und nach außenhin (und auch vor sich selbst) als der Ruhige, Heitere, Gelassene, Überlegene dasteht und sich dafür (d. h. für diese Theaterleistung oder ist es keine?) bewundern lässt? ... Kurz, man kennt sich weniger denn je über sich selbst aus und legt auch keinen Wert mehr darauf, und der Überdruß an aller Psychologie und die Abneigung gegen die seelische Analyse wird immer gründlicher ... Es geht um Wichtigeres als um Selbsterkenntnis.“

In Bonhoeffers Gedicht „Wer bin ich?“ geht der Blick weg von den eigenen Grenzen, also weg von der Menschen Innerlichkeit, er richtet sich aber auch nicht auf die eigene Stärke, der Blick geht, wenn ich so sagen darf, ganz weg von der eigenen Befindlichkeit. Bonhoeffer versteht sich selbst, sein Leben und Sein ganz von Gott her. Das ist ihm Trost und Hilfe - und nicht der metaphysische Gott. Dass er sich als Gottes weiß, das ist dabei nicht ein weiterer Aspekt seines Selbstverständnisses, nein, dass ich Gott gehöre, das ist etwas, was mein gesamtes Selbstverständnis umgreift.

Gleichwohl geht es hierbei nicht um reine Erbaulichkeit. In Bonhoeffers Bibel findet sich neben Psalm 119, Vers 94, ein kräftiger Strich. Das „Dein bin ich“ kehrt hier wieder: „Ich bin dein, hilf mir.“ Um diese Hilfe zu bitten ist freilich nur angebracht für den, der versucht, verantwortlich zu leben: „Ich bin dein, hilf mir, denn ich suche deine Befehle“. Soll heißen: Ich versuche, verantwortlich zu sein, im Gehorsam gegen Gott zu leben, und deshalb hilf mir. Die Bitte um die Hilfe Gottes und das Vertrauen in die Nähe Gottes sind also nicht abzukoppeln von der eigenen Verantwortung.

Daran zeigt sich noch einmal, wie Gottes Hilfe nach Bonhoeffer gedacht ist. Sie ist nicht Ersatz für unser Tun, sondern Begleitung unseres verantwortlichen Tuns. An keiner Stelle hat Bonhoeffer das so schön ausgedrückt wie in seinen „Glaubenssätzen über das Walten Gottes in der Geschichte“: „Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen. Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen, aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein. Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und dass es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden, als mit unseren

„Dein bin ich, o Gott!“ - Impulse zum Leben

vermeintlichen Guttaten. Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.“

Was sind das anderes als - Impulse zum Leben?